



seit 1558

Friedrich-Schiller-Universität Jena
Lehrstuhl für Volkskunde
(Empirische Kulturwissenschaft)
1998 – 2011

Abschiedsvorlesung
Prof. Dr. Christel Köhle-Hezinger
1. April 2011

Der Dekan der Philosophischen Fakultät der
Friedrich-Schiller-Universität Jena
Prof. Dr. Rainer Thiel
bittet zur öffentlichen Abschiedsvorlesung von

Prof. Dr. Christel Köhle-Hezinger

Im 13. Jahr, am 1. April: Zum Glück in Jena

in der Aula des Universitätshauptgebäudes
am 1. April 2011 um 16 Uhr c.t.

Im Anschluss an die Antrittsvorlesung
lade ich zu einem Empfang im Senatssaal
der Friedrich-Schiller-Universität ein.

U.A.w.g. bis 20. März 2011

Lehrstuhl für Volkskunde
(Empirische Kulturwissenschaft)
Zwätzengasse 3 - 07743 Jena -
Tel.: 0 36 41 / 944 390
Fax: 0 36 41 / 944 392

Christel Köhle-Hezinger

Im 13. Jahr, am 1. April: Zum Glück in Jena

Abschiedsvorlesung an der Friedrich-Schiller-Universität Jena am 1. April 2011

Magnifizenz, Prorectores, Spectabiles, Herr Kanzler, Herr Oberbürgermeister, Herr „Altlandesbischof emeritus“, Collegae, Ehemalige und Studierende, liebe Gäste aus der Stadt und aus der Ferne!

I. Zum Anlass

„*Antrittsvorlesung ist Programm, Abschiedsvorlesung ist Bilanz*“: Mit den Worten begann, vor einem Jahr in dieser Aula, der Philosophie-Kollege Gabriel seine Abschiedsvorlesung. Wie dialektisch doch beide verbunden seien: so kommentierte der Logiker nun, ein Jahr später, den Druckfehler in meiner Einladung zum heutigen Tag, wo es hieß (in der ersten Lieferung zumindest): „Im Anschluß an meine *Antrittsvorlesung* am 1. 4. lade ich ein...“. Das, so der Ruheständler, sei doch treffend und wahr! Abschied und Anfang sind eng ineinander verwoben, beide markieren Ende, Übergang und Neubeginn. Heute gilt in der Tat Neues. Es ist der erste Tag nach meinem Dienstende am 31.3. – auch der erste nach dem Wintersemester, und der letzte der sogenannten Semesterferien, bevor am Montag, den 4. April dann das neue Sommersemester beginnt. Dieses Jahr also ein besonders

atemloser Wechsel, weil keine Zeit zum Atemholen bleibt. Berge von Klausuren, Abschluss- und Hausarbeiten, gerade erst *last minute* meist abgegeben, lagern unkorrigiert, bevor am Montag das neue Semester beginnt. Ein Tag liegt dazwischen – als akademisches Niemandsland, und als idealer Anlass zum Feiern!

Das Niemandsland gehört für mich zu den noch offenen Forschungsfaszinos, ich gestehe es; auch wenn man solche nicht offen preisgeben sollte – wie jene zwei anderen Themen, die noch zur Abschiedsvorlesung anstanden: die Frage nach dem „Verschwinden der Geister“ und die nach „Schalter und Schranke“, als dem Wandel in der „Kultur der Abschrankung“. Bilanz im eingangs ange deuteten Sinne aber wäre ein Aufreißen von neuen Themenfeldern kaum. Es wäre Option und Egovision, keine Abschiedsvorlesung.

Mit der Wahl des heutigen Freitages (in doppeltem Sinne) war auch Plan B obsolet: die letzte reguläre Vorlesung des Wintersemesters zu nutzen, sie zum Abschied umzufunktionieren. Doch welch karges Bild, so malte ich mir aus – eine Vorlesung wie üblich, "Donnerstag 12 – 14 Uhr UHG Hörsaal 24", am 10. Februar 2011. Wo wäre da, in der Hektik der letzten Semesterwoche, zwischen Klausuren und Erschöpfung, Raum für Fest und Feier? In der letzten Vorlesung war zudem ein Ende erreicht. Es ging, unter dem Oberthema „Innenwelten der Kultur“, um „Letzte Dinge:

Anarchie, Chaos, Narren, Verkehrte Welt“. Das Ende dieser letzten Vorlesung hat der Fachschafftsrat, wunderbar und überraschend, zum Abschied gemacht durch das Entrollen eines Schriftbandes, eine Rede, Blumen. (Zum Glück hielt Karl-Philipp Wulfert dies Event im Bild fest!) Eine Woche später folgte die Klausur, das letzte Semester war beendet. Vorlesungen sind, wohl wahr, Alltag, Antritts- und Abschiedsvorlesungen sind Fest. Als Einstand und Ausstand nehmen sie Kommende und Gehende in die Pflicht. Es ist die Pflicht, sich zu präsentieren, integrieren und distanzie-



ren und zugleich sich spendabel zu zeigen, einen „*auszugeben*“. Das Eine ist die rituelle und professionelle Ebene, das Andere die soziale, profane Ebene. Die Rituale variieren zeitlich, räumlich, sozial, nach Zeit, Kultur und „Stand“. Die moralische Pflicht aber bleibt, trotz markanter Bedeutungsunterschiede in der Sinnggebung.

Meine Marburger Antrittsvorlesung beschrieb dies im Blick auf die „*Kultur der Übergänge in der Gegenwart*“ unter dem Titel „*Willkommen und Abschied*“: Das Willkommen füllt in Jacob Grimms Deutschem Wörterbuch 16 Spalten, der Abschied füllt gerade eine Spalte. Die Formen mutieren, in einem graduellen wie qualitativen Sinne. Sie wandeln sich freilich: vom Gesetz zur Sitte, zur Norm, sie werden damit aber kaum leichter in ihrer Handhabung. So wusste ein Neubürger über Jahrhunderte hinweg, was sein Gemeinde-Eintritts-Obulus war, in der Regel „30 Gulden und ein Feuereimer“, dazu einen Baum pflanzen. Heute, etwa im MDR-Figaro-„VIP-Interview“ an jedem Donnerstagmorgen, fällt die Antwort auf die Frage „Was fällt Ihnen leichter, anfangen oder aufhören?“ meist unerwartet und unwägbar aus. Weder Alter, Geschlecht, Herkunft oder Bildung erlauben eine Prognose, jene Grimmsche Klarheit des „16:1“ ist dahin. Sie bedeutete: wie der Eintritt, so der Austritt, alles im Spiegel und alles nach seiner Ordnung.

„Aller Anfang ist heiter, die Schwelle ist

der Platz der Erwartung“ – dies Goethe-Wort stellte jüngst 'mein Jahrgänger', der Ruheständler und neu gewählte Rektor Christoph Stölzl über seine Antrittsvorlesung in Weimar. Doch auch hier mischen sich Bilder von Introitus und Initium, mischt sich Sakrales und Profanes.

In der Tat herrscht meist der „Zauber des Anfangs“, er scheint – kulturell und rituell ‚höherwertig‘ – in unseren Kulturen des Alterns zuzunehmen. Aufhören scheint ein „*Brauch ohne Zauber*“, analog formuliert zu Leopold Schmidts These vom „*Brauch ohne Glaube*“. Aufhören ist faktisch, materiell, pekuniär kodiert, symbolisch und rituell eindeutig im „*Minusbereich*“ begriffen. Erving Goffmann gab uns dafür bereits 1971 amerikanische Bilder, die in der universitären Kultur längst auch unsere geworden sind. *Well-come* (so seine einprägsame Formel) sei nicht immer *Well-go*. Eindeutig zunehmend sei eine Angleichung, aber auch Negierung und Pervertierung der Rituale von Ankunft und Abschied.

Die Volkskunde kennt dafür das einprägsame Bild des Wiedergängers. Er ist der Ruhelose, Verdammte, Schuldige, Rächende. Und der universitäre Wiedergänger? Ist er Ideal und Wunschtraum? Spar-Lösung den einen, Alp-Traum den anderen?

Ein Objekt für teilnehmende Beobachtung und Interpretation ist er ohne Frage.

II. Zum Tage

Zum Anlass, mein einleitender Teil, ist genug gesagt. Es folgen drei weitere Teile, um das vierblättrige Kleeblatt zu füllen. Mein zweiter Teil heisst *Zum Tage*, mein dritter Teil *Zum Weg*, mein vierter *Zum Glück*. So folgen dem Prolog gleichsam drei Akte, und ein Epilog folgt nach der Aula im 1. Obergeschoß – gemäss dem Wort Goethes, Theater und Universität seien fast das gleiche.

Mein Dienstende war gestern, heute also das Fest. Der 1. April ist somit weder frei gewählt noch ein Scherz – „Tagesregent“ eher, und ein Freitag dazu. Glück oder Unglück? So lauten die Anfragen an die Volkskunde von Journalisten, gestellt oft zu unpassender Zeit, meist kurzatmig und bedrängend: Antwort am besten gleich und ganz kurz. Es sind die Fragen „alle Jahre wieder“ zum Frauen-, Mutter- und Männertag, zu Halloween und Valentinstag, Karneval, Weihnachtsbär und Silvester, Osterhase und Osterente (um beliebte Specials und Tophits zu nennen). Von diesem Medien-Service – den wir leisten müssen und den ich gerne tue – sind wir am heutigen 1. April befreit. Dass er zum Problem und zur Last werden kann, erfuhr ich zum Glück nur einmal, bei einer Anfrage der BILD-Zeitung zum Thema „Weihnachtsmann“, wo der Journalist zum vereinbarten Termin neben dem

Fotografen einen smarten jungen Mann mit einschleuste, der vor mir knien sollte im Weihnachtsmann-Kostüm im verschneiten Frommannschen Garten. Das Ergebnis war ein winziger Nikolaus-Artikel mit Bild – läppisch, aber nicht pornografisch, zum Glück! Es gibt Grenzen. Der Glücksforscher Alfred Bellebaum beschreibt, was er einmal ablehnte. Er sollte für einen Fernsehsender mit Gießkanne und Schürze Glücksklee begießen und dabei in drei Minuten – ohne Namensnennung von Philosophen-Kollegen! – die Glücksforschung erklären.

Der 1. April ist gut erforscht, aber kaum in jener Form, die RTL-Radio gestern von mir wollte: „Eine Frage – eine Antwort, in einem Satz“. Wir schafften es schliesslich beim dritten Versuch – ich war die letzte Hoffnung des Redakteurs, da angeblich alle Volkskundler Berlins sich gerade im Urlaub befänden.

Brauch-Interpretation und Brauch-Vermittlung ist ein mühsames Geschäft. „Warum nicht *Brauchtum*?“ „Warum nicht *Aberglauben*?“ So immer wieder die Fragen im Grundkurs oder nach der Vorlesung. Weil, am Beispiel des 1. April, eben die *Invention of tradition Bricolage und Longue durée* in einem ist: viele Wurzeln, Glück und Unglück dicht verwoben zu einem magisch-apotropäischen Bedeutungsgeflecht, ein Amalgam gewachsener und spielerischer Handlungsformen. Was für den 1.

April, das „In den April schicken“ (das früher auch am 1. März üblich war) zu trifft, gilt für das gesamte Mixtum Compositum des heutigen Tages im Sinne einer fast einmaligen, optimalen volkskundlichen Trefferquote. Denn dieser 1. April 2011 ist zudem ein Freitag. Wochentage waren (in vielen Kulturen, auch bei uns) früher und länger bedeutsam als Kalendertage, aus vielen Gründen. Den populären liturgischen Kalendarien und der mündlichen Tradierung waren sie eine festere, leichter zu verknüpfende und zudem regelmäßig sich wiederholende Markierung, als es die Zahlen waren. Die Dreizehn war eine alte Glückszahl, spät erst eine Unglückszahl. Aber ihre Kombination als „Freitag, der 13.“ ist definitiv jung – belegbar ist sie erst seit den 1950-er Jahren.

Der Tagesregent in unserer magischen Datumstitelei bietet zwei weitere Treffer, aus regionaler wie forschungsbio-graphischer Sicht. Heute beginnt in Eisenach „mit einem Fackel- und Lam-pionumzug“ das Sommergewinn-Wochenende, um 19 Uhr folgt der „Fest-bier-Anstich durch OB und Hopfen-königin“. Was seit dem 19. Jahrhundert historisch aufbereitetes, angeblich „uralt- germanisches Frühlingsfest“ war, ist realiter ein typisches Kinder- und Stadtfest, terminiert auf den Sonntag Lätare, den mittleren Sonntag in der Fastenzeit. Er war, ähnlich wie der Sonntag Gaudete im vorweihnachtlichen

Fasten, eine kleine Vorfreude: ein Vor-geschmack jener Freude an Ostern und Weihnachten, und damit zugleich ein „Luftholen“ in einer langen und trockenen 6-wöchigen Durchhalte-Phase; aus anthropologisch-ritueller Sicht eine höchst kluge und bekömmliche Unterbrechung und Vorgabe! Profan oder Sakral? Bilder und Bedeutungen sind – in den genannten Beispielen wie generell – kaum zu trennen. Auch nicht in meiner Prägung durch jene Empirische Kulturwissenschaft, wie sie mein akademischer Lehrer und Doktorvater Hermann Bausinger begründet hat.

Mein Studium in Tübingen begann, als gerade Band 13 der Reihe „Volksleben“ erschien – ein Titel, an dem wir uns heftig abarbeiteten und dessen Ersatz heute eine Strafe für alle bibliographierenden Menschen ist: statt *Volksleben* heißt die Reihe nun „Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institutes für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen, herausgegeben von Hermann Bausinger und...“, sechs bis acht laufend wechselnde Namen folgen. Das *Volksleben* war zugegeben einfacher.

Band 13 hiess „Zauberei und Frömmigkeit“, das Vorwort war vorgeblich am 13. Mai geschrieben. Mein erstes Seminar im 1. Semester bei Hermann Bausinger galt dem „Aberglauben“, mein erstes Referat trug den Titel – frei nach Adorno formuliert – „Aberglauben aus zweiter Hand: Horoskope“.

In Bonn, meinem zweiten Studienort, war ich studentische Hilfskraft beim Atlas der Deutschen Volkskunde, bei Gerda Grober-Glück. Sie hatte, nach dem Studium in Jena und Jahren in Greifswald, auch Feldforschungen in Thüringen gemacht, was sie einbrachte in ihre Beiträge zur ADV-Karte 187 „Glücks- und Unglückszahlen“.

Einen letzten Bezug zwischen Zahlen-symbolik und Biographie bietet mir die Jubilarkultur. Sie mögen stutzen: 13 – ein Jubiläum? Ja – es kommt auf das Zählen an: im „13.Jahr“ stecken 25 Semester – und das ist ein gutes, historisch korrektes Jubeldatum; nicht kultur- und regionalgeschichtlich inkorrekt wie jene Jubiläen, die wir in diesem Jahr 2011 noch feiern: 20 Jahre Historische Kommission, 20 Jahre Thüringische Vereinigung für Volkskunde, oder im Jahre 2012 dann 20 Jahre Volkskundliche Kommission für Thüringen.

II. Zum Weg: Gehen oder Bleiben?

Alles, so hören wir es bei Joan Baez und schon im Alten Testament, hat seine Zeit: das Weinen, das Tanzen und das Lachen – auch das Gehen und Bleiben? Beides lag eng beisammen, als ich im Krankenhaus (zum ersten Mal in meinem Leben eine Operation) im Februar 1997 zwei Briefe erhielt. Der eine aus

Würzburg, der andere aus Jena – ich möge mich doch um die ausgeschriebene Volkskunde-Professur bewerben. Aber: Nirgendshin wollte ich, und schon gar nicht gleich wieder, nach sieben Semestern. Ich war glücklich in Marburg seit 1994. Doch ich musste mich bewerben – freundliche Aufforderungen solcher Art gebieten es, nach akademischem Brauch. Das „Vorsingen“ in Würzburg aber zeigte mir: besser katholisch und männlich als evangelisch und weiblich. In Jena war das Vorsingen eigentlich schon verstrichen – meines wurde, krankheitshalber, nachgeholt am (sic!) 13. Juni, direkt nach meinem Auftritt auf dem Podium des Kirchentages in Leipzig in (sic!) Halle 13 des Messegeländes. Am 20. Dezember 1997 fuhr ich zum zweiten Mal nach Jena, nun zu Berufungsverhandlungen, im Kopf jene Formel von Hermann Bausinger, die er angesichts seines drohenden Weggangs einmal geprägt hatte: Ich wollte schon *hin*, *aber nicht weg!*

Das Hin lag schließlich an Dekan und Kanzler. Helmut Walther und Klaus Kübel waren die Akteure – sie waren sehr beharrlich in ihren sommerlichen Anrufen, bis in den Herbst hinein. Ihretwegen fuhr ich hin, um Jena einmal zu sehen.

Der Weg des Lebens – im Sinnbild der Moderne – ist die Treppe, nicht mehr das Rad wie im Mittelalter. Sie steigen wir hinauf – freilich nur bis zum 50. Lebensjahr.

Danach geht es bergab. Ich war also schon im Abstieg, hatte auf dem Weg von Tübingen nach Marburg unter dem Titel „Gehen oder Bleiben?“ die Frage nach der weiblichen „Beheimatung im universitären Raum“ aufgeworfen. Und nun also Deutschland-Ost? Eine Neugründung, seit 1989 die einzige im Fach? Im Glücksrad-Bild dreht Fortuna, mit einer Augenbinde, das Rad. Der Mensch ist eingebunden in die Speichen. Das Glück braucht Anschlag und Helfer, wir hörten es. Man kann dem Glück „auf die Sprünge helfen“, aber es bricht auch leicht: wie Glas. Auch (oder gerade?) im universitären Raum. Zur Taktik (besser: Diplomatie) von Berufungsverhandlungen gehört das Nichtoffenlegen von Positionen auf beiden Seiten, auf der Seite der Werber und der Bewerber. Das Glück umworben zu sein wurde in meinem Fall – nach 9 Monaten – zum Unglück des entscheiden Müssens.

Der Volkskundler Will-Erich Peuckert sprach vom Orakel als der „Zukunftsenthüllung durch den Seher... (von der Zeichenerfragung. Das süchtige Herz des Menschen (so formulierte er es in schönster kulturwissenschaftlicher Poesie im Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens), das begierig auf ein Zerreißen des dunklen Schleiers wartet, welcher die Zukunft birgt, hat nicht genug mit den Blitzen, die (...) einen Blick (eröffnen). Es bemüht sich, in das Geheimnis des Kommenden einzudringen.“ Nicht das Zeichen ist es also, sondern

unser Fragen und Deuten. Daher die Frage: Gab es, im Blick auf Jena, ein Orakel?

Das früheste Orakel, freilich materieller Natur, ist mit Geschmackserinnerungen verbunden – an allerbeste süße Aufläufe, gebacken und serviert in einer Jenaer Glasform. Das nächste, gewichtigere freilich waren Briefe und Päckchen aus und für Jena mit der Adresse „Familie Artur Duderstedt, Jena, Humboldtstraße 11“, später ersetzt durch „Beethovenstraße 5“. Das war eine Lehrersfamilie in Jena: *„unsere Jenaer Familie“* aus der Partnergemeinde unserer Kirchengemeinde in den 1950-er Jahren. Als Rentner durfte Artur Duderstedt dann reisen, er besuchte uns, lief von Stuttgart nach Esslingen zu Fuß, was bei uns kaum je einer getan hatte. Der hagere, gestrenge alte Herr, im Adressbüchlein meiner Mutter erinnert, war mir „Zeichen“. Denn *Humboldtstraße 11* war – nach dem Universitätshauptgebäude und der *Humboldtstraße 27* – das dritte Instituts-Quartier in Jena, dem im Jahr 2000 das *Frommannsche Haus* und im Jahr 2005 die *Zwätzengasse 3* folgten. Das schnelle Wachstum des Faches Volkskunde/Kulturgeschichte von 0 auf 520 Studierende war Grund für diese kurzen Etappen eines Vagantenlebens.

Doch wann fiel die Entscheidung, der berühmte Satz, mit Fritz Reuter gesprochen: „Ich würde doch nach Jena gehen!“? Nein, sie fiel gewiss nicht beim Ankommen am Saalbahnhof am

20. Dezember 1997. Der Bahnhof war seltsam verloren, in der Stadt Weihnachtszauber am Markt, Berufungsverhandlungen im UHG. Das Hauptgebäude empfing mich vertraut, es war wie Heimat – denn als Kind schon kannte und liebte ich die Bauten von Theodor Fischer im schwäbischen Raum. Beim Betreten des Hauptgebäudes war bereits die halbe Entscheidung gefallen – die andere halbe fiel in der Stadt: überall an den Wänden standen Schriftzüge, die sich mir einprägten; alexandrinisch anmutende Verse, ich nahm sie mit, sie hängen bis heute bei mir an der Wand, am selben Ort, an dem ich sie damals anbrachte. Sie begleiten mich und beflügeln mich bis heute. Ihre Botschaft war klar, doch ihr Ursprung mir damals nicht vertraut. Jena war und ist Ort eines 1996 gestifteten Lenz-Preises, der an jenen Sturm- und Drang-Dichter erinnert, der mir seit meinem Rigorosum vertraut war und der heute praktisch vergessen ist, Jakob Michael Reinhold Lenz. Ein mir unbekannter Ulrich Zieger hatte 1997 den Förderpreis erhalten für ein Projekt mit dem Theaterhaus Jena. Ziegers Verse, die auf jenen Schriftbändern standen, lauteten:

„Den Fährten geh nach lange Zeit –
dann geh ihnen entgegen.
Fragment Gegenwart. Ulrich Zieger“.

IV. Zum Glück in Jena

Wie war das Ankommen im Oktober 1998? Nun, logistisch, materiell, räumlich durchaus lösbar. Um in der Universität zu beginnen: es war nicht einfach – ohne Institut, ohne Vorgaben, unbekannt in der Fakultät, der Stadt, dem Land. Zuerst im Gästehaus am Fürstengraben wohnend (dem heutigen Historischen Institut), dann in der Gästewohnung im Universitätshauptgebäude, zwischen Rektorat und Poststelle im Mezzaningeschoss in der ehemaligen Hausmeisterwohnung, die heute zum Sitz der Akrützel-Redaktion geworden ist. Oft wurde ich gefragt, ob ich denn da so allein in der Nacht keine Angst hätte? Nein, ich fühlte mich wie in Abrahams Schoss, wenn das große Tor sich hinter mir schloss, ich die Schleiereulen im Turm hörte und alles „scharf geschaltet“ war wie in einem Tresor. Tags und nachts war das Hauptgebäude Heimat, es war Institut und Wohnung, Residuum und Refugium.

Am 5. November 1998 fand, wie bis heute üblich, nach der Immatrikulationsfeier am Campus in Hörsaal 1 im Botanischen Garten jene „Traditionelle Baumpflanzung statt, zu der alle herzlich eingeladen“ waren. In unserem Falle war es ein Tulpenbaum. Neben mir Sandra Fröbe, Studentin der Volkskunde/Kulturgeschichte und Indonesistik, heute in Südostasien am Ziel ihrer

damaligen Träume tätig; sie gab mir die Schaufel in die Hand mit den Worten „Sie müssen auch Erde drauf tun, sie fangen ja auch mit uns an in Jena!“

Ankommen, beginnen, Baum pflanzen – aber wie gestaltete sich das Ankommen der Volkskunde? Ihre Gründung in Jena 1998 war in der Tat ein Unikat. Was hier als Lehrstuhl, als universitäres Fach und neuer Studiengang Volkskunde/Kulturgeschichte begann, hatte nichts Vergleichbares in der ehemaligen DDR. Auch nicht, wie alle Erstis bis heute mit Erstaunen vernehmen, in Deutschland, in der Welt. Es ist ein Alleinstellungsmerkmal im allerbesten und ganz wörtlichen Sinne. Im Gebiet der sogenannten neuen Bundesländer war bis dahin die wissenschaftliche Volkskunde als Fach nur präsent in Berlin an der Humboldt-Universität – ihr Nestor Wolfgang Jacobeit, Jena stets eng verbunden, weil heute unser uns; in der Region, in der Fläche jedoch gab es sie nie. 1923 war in Jena die Etablierung eines Volkskunde-Lehrstuhls und die Besetzung durch Hans Naumann gescheitert. In der NS- wie in der DDR-Zeit wurde den Regionalkulturen und ihrer Geschichte wenig Gewicht beigemessen. Die Erwartungen in Mitteldeutschland galt es daher neu zu wecken und zugleich konterkarrieren: Volkskunde zu sehen als „Alltagskulturwissenschaft“ und (mit Wolfgang Brückner) als Sozialgeschichte regionaler Kultur; und Region zu erforschen nicht als Ziel, sondern als

Exempel, als Pars pro toto. Man könnte auch sagen: Region als Chance und Rahmen.

Was aber bedeutete – zum Titel, zum Schluss – Ankommen in Jena, in der Stadt? Welches Glück ist gemeint: die Göttin Fortuna, blind, mit dem Rad? Oder das Schicksal, lateinisch *fatum* und *destinatio*, englisch *fortune*, *luck* und *happiness*, alle sehr genau unterschieden?

Von „*Jena beata*“ sprach der erste Rektor der Salana, Johannes Stigel, bei der Gründung der Universität im Jahre 1558. Sein Hymnus an die Stadt endet mit der Zeile: „So wirst du glückliches Jena genannt.“

Jena beata: also nicht *felix*, sondern *beata*, das meint glücklich und schön; auch im Sinne der klassischen Formel von schön und gut. In der Tat zeigt sich in Jena das „Schöne, Wahre, Gute“. Ohne nun den schwäbischen Werbeblock bemühen zu wollen in Anlehnung an jene Schokoladentafel „Praktisch, quadratisch, gut“: das kleine Quadrat der Stadt Jena ist schön und tut gut. Doch es ist zugleich weit mehr.

Ein Mehr im emotionalen und zugleich ethnischen Sinne klingt an in einem Brief von Friedrich Hölderlin, in dem er an den Freund Christian Ludwig Neuffer schreibt: „Jena, den 28. April 1795
Lieber Bruder!

Jetzt genieß ich den Frühling. Ich lebe auf meinem Gartenhause, auf meinem Berge, der über der Stadt liegt und wo-

von ich das ganze, herrliche Tal der Saale überschaue. Es gleicht unserem Neckartal in Tübingen, nur daß die Jenischen Berge mehr Großes und Wunderbares haben. Ich komme beinahe gar nicht unter die Menschen. Zu Schillern mach ich noch immer meinen Gang, wo ich itzt meist Goethen antreffe (...) ich bin noch von keiner Arbeit mit solcher Heiterkeit weggegangen als bei dieser...“.

Hölderlins Vergleich zwischen Saaletal und Neckartal trifft ebenso wie das Jenaer Studentenlied, das um 1850 datiert Stadt und Landschaft so besingt:

„Und in Jene lebt sich´s bene,
 Und in Jene lebt sich´s gut. (...)
 Und ein Wein wächst auf den Bergen,
 und der Wein ist gar nicht schlecht.
 Tut er gleich die Strümpfe flicken
 Und den Hals zusammendrücken,
 Ist er doch zur Bowle recht!“
 Weniger dichterisch, eher alltagspraktisch formulierten es unsere Studierenden im Tagungsband der DGV-Studierendentagung „Gegensätze – Vier Tage im Paradies. 3.-6. Juni 2010 Jena“ in ihrer Einleitung, in Anlehnung an Ingeborg Weber-Kellermanns Satz von 1991 „Wer Volkskunde studiert, hat mehr vom Leben“. Die Variante der Studierenden durchzieht wie ein roter Faden den ganzen, imposanten Tagungsband: „*Wer Volkskunde in Jena studiert, hat noch mehr davon!*“

Ein „Ersti“ formulierte dieses Gefühl in

seinem Grundkurs-Essay „Warum studiere ich dieses merkwürdige Fach?“ so: „Mein Beweggrund, Volkskunde zu studieren, ist im Grunde wenig spannend: die Beschreibung im Internet klang interessant. Ursprünglich wollte ich in Jena Lehrer werden. Die Stadt hat mich von Anfang an fasziniert (...) Kurz vor dem Hochschulinformationstag habe ich noch einmal sämtliche Studiengänge dieser Universität durchgesehen und stieß auf den seltsam anmutenden Namen „Volkskunde/Kulturgeschichte“ (VKKG). Es klang interessant.

Nach einer ganzen Reihe anderer Fächer, die hinsichtlich beruflicher Orientierung gesehen sehr viel verlockender klingen, unterhielt ich mich schließlich am Hochschulinformationstag mit den Vertretern der Fachschaft der Volkskunde. Das eigentlich Erstaunliche war, dass diese als einzige Vertreter eines Studiengangs wahrhafte Freude an ihrem Studium vermitteln konnten.“

Zum Glück in Jena – das ist: Stadt, Universität und ihre Menschen auf einzigartige Weise ineinander verwoben. Gerade auch in jenen Ereignissen, die sich mir seit 1998 besonders eingepägt haben und mir wichtige Zeichen und Brückenpfeiler waren, da sie unser Fach, Universität und Stadt auf mir wesentliche Weise verknüpften. Meine erste Ausstellungseröffnungs-Rede zu Theodor Fischer im Aulafoyer 1999; die erste weibliche 'Damenrede' auf dem Uni-

Gartenfest 2002; die Kinder-Uni 2005 (Warum verkleiden wir uns?), der erste Triff-den-Prof-Stammtisch in der Noll (Geiz ist geil?); 450 Jahre FSU mit Festakt, Festzug und Talaren im Mai, die Woche der Philosophischen Fakultät im Juni 2008; die am Lehrstuhl begonnenen Führungen im Alten Schloss Dornburg – und nicht zuletzt, in ihrer Summe, die 'Kernstücke': bis 25 Exkursionstage pro Jahr, 26 Ausstellungs- und andere Projekte, die mit Stadt und Region uns auf enge Weise verbanden, Praxisnähe und -kontakte schufen. Und schliesslich das unschätzbare 'Kapital' von 55 Lehrbeauftragten, die am Lehrstuhl in nur 12 Jahren tätig waren und, es sei mir nachgesehen, das Glück von Jena weiterzählten.

Und wo anders als hier, am Jenaer Markt gibt es persönliche Gute-Nacht-Botschaften der Klassiker; ich meine den Goethe-Schiller-Briefwechsel, der als ein digitales Endlos-Schriftband sich vom Fenster meiner Wohnung aus bequem lesen lässt und so Tag und Nacht die Heimaten Schwaben und Thüringen verbindet. Schiller an Goethe, so las ich am 10.2.11, dem Tag meiner letzten Vorlesung um Mitternacht, redet über Arndts Paradiesgärtlein, über eine Fahrt von Schorndorf nach Stuttgart, über seine Erlebnisse mit der „ganzen Herrnhuterei“, und über Paulus (nicht den Apostel, sondern den Tübinger Theologen, der 1789 nach Jena kam; gleichsam mein Nachbar, im übernächsten Haus

Unterm Markt). Schiller endet den Brief mit einem P.S.: Goethe habe wohl gehört, „dass die Krankheit unserer lieben Freundin P. (Paulus) sich in einen gesunden Knaben aufgelöst hat...“. *Jena beata* – glückliches Jena: geistreich, klein und quadratisch, schön und gut!

Das Glück dieser fussläufigen Stadt muss man erlebt haben. Ein Auto ist lästig, ein Telefon oft entbehrlich im kleinen Geviert, wo man sich sieht, trifft, redet. Lothar Späth, den ich zu meiner Antrittsvorlesung einlud und im Titel apostrophierte („*Zu Späth? Von Landsmannschaften, Seilschaften und Netzwerken*“), sagt im Rückblick auf Jena: „Jena war ein absolutes Abenteuer!“

Für Abenteuer ist mein Jena-Motto in der Tat ein guter Rat: „*Den Fahrten geh nach lange Zeit / dann geh ihnen entgegen.*“ In der evangelischen Kirche Mitteldeutschlands, deren Synode ich als kooptiertes Mitglied angehöre, gibt es „Projektstellen für die letzten Dienstjahre“. Eine universitäre Variante könnte heißen „*Projektstellen für die ersten Ruhejahre*“. Ich freue mich auf den Wechsel, und ich widerstehe zu sagen (wie oft von Scheidenden zu hören) „Neue Aufgaben, Beraterverträge, ehrenvolle Berufungen aller Art warten...!“ Ich bleibe im Geschirr – der Ehrenämter, der Vereine, der Exkursionen und Kommissionen, des SFB, des Betreuens und Prüfens. Aber ich freue mich auch auf mehr Freiheit – abseits der Regularien, der Instituts-Geschäftsführung seit dem

Jahre 1998, ohne Pause und ohne ein Forschungssemester.

Und ich gehe daher – ja: dankbar und vergnügt und, wie es der Titel verhiess, glücklich. Nicht aus Jena weg, aber aus dem Amt, dem Dienst – wohl wissend (und nun folgt, wie in der letzten Vorlesung am 10. Februar, auch hier die Rede von den `letzten Dingen`!) um die Begrenztheit unseres Tuns. Ich verstecke mich ein letztes Mal hinter den Worten des Landsmanns Schiller, der in einem Brief an Körner schreibt, nach seiner Jenaer (sic!) Antrittsvorlesung:

„So bemächtigte sich meiner sehr lebhaft die Idee: daß zwischen dem Cathedraler und den Zuhörern eine Art Schranke ist, die sich kaum übersteigen lässt. Man wirft Worte und Gedanken hin, ohne zu wissen und fast ohne zu hoffen, dass sie irgendwo fangen, fast mit der Überzeugung, daß sie von 400 Ohren 400mal, und oft abentheuerlich, mißverstanden werden. Keine Möglichkeit sich, wie im Gespräch, an die Faßungskraft des anderen anzuschmiegen (...). Ich tröste mich damit, dass in jedem öffentlichen Amt immer nur der 100ste Theil der Absicht erfüllt wird.“

Ich danke Ihnen.

Hotel Schwarzer Bär Jena



Empfang

anlässlich der Abschiedsvorlesung von
Prof.Dr. Christel Köhle-Hezinger
am 1. April 2011, 18 Uhr
im UHG Friedrich-Schiller-Universität Jena

Zur Begrüßung

Belegte kleine Roggenhörnchen und Minibrezeln
mit geselchtem und geräuchertem Schinken,
rosa Roastbeef, Räucher- und Stremellachs,
Bavaria Blue, Emmentaler, frz. Camembert

Warme Gerichte

Lachs-Garnelen-Spinat-Gratin

Pikanter Hirschgulasch

Geschwenkte Putenstreifen mit Shiitakepilzen,
Kräuterseitlingen und Champignons in Rahm

Variation von frischem Gemüse, überbacken

Kartoffel-Lauch-Gratin

Thüringer Klößchen und Spätzle

Zweierlei Baguette und Laugengebäck
Schwäbischer Hefekranz
Mandelhörnchen aus Würzburg

Murrer Neckarhölde/Trollinger 2009
Mundelsheimer Rozenberg Riesling 2009

Mineralwasser
Radeberger Bier

„Sommerfestrede“

Gartenfest der Friedrich-Schiller-Universität Jena 29. Juni 2002

Ein Buch mit dem Titel „Zu viele Männer“ lag, gerade gekauft, vor mir auf dem Tisch, als der Rektor mit der Frage anrief, ob ich nicht die erste weibliche „Damenrede“ halten wolle. Das Buch vor mir war nicht das „Who is who“ der FSU, und es war auch kein feministisches Pamphlet. Es war das neue Buch der amerikanischen Autorin Lilly Brett, die mit ihrem Vater in dessen polnische Heimat gereist war, um hier jüdische Spurensuche zu betreiben. Neben „Zu viele Männer“ lag der Kalender, und ich sah nach: „29. Juni Peter und Paul“.

Der Ehre wegen mußte ich zusagen, der Abschaffung der Damenrede wegen wollte ich – und „Peter und Paul“ wegen konnte ich leicht zusagen. Hier gab es – für mein kleines Fach, die Volkskunde – aus dem vollen Fundus dessen zu schöpfen, was dieser Heiligkeitstag, sechs Tage nach Johannis als der „Sommersonnwende“, an sich gebunden hat in unserer Kultur. Was mit den Heiligennamen Peter und Paul in der Überlieferung rein männlich erinnert und verbunden ist, war mit Glauben und Bedeutungen reich versehen auf vielfältige, auch geschlechtsspezifische Art. Dies böte, so war ich gewiß, alle Eignung für viele

stoffreiche Vorlesungen ebenso wie für eine Sommerfestrede mit den dazu unerläßlichen Ingredienzen Witz, Würze und Wetter.

Ich stellte mich also, nach der Zusage, auf „Peter und Paul“ ein, auch wegen der fürs Fest zentralen Wetterfrage. Das würde in jedem Falle passen – ob heiß und trocken, kalt oder naß. Wetterregeln sind flexibel:

„Regnet’s an St. Peterstag, drohen dreißig Regentag.“

Oder, für den besseren Fall, die Zusage „Schön zu Paul – füllt Taschen und Maul.“ Von Petrus, dem Himmelspfortner, ließe sich dann überleiten auf die „Legende von Paul und Paula“, auf „Peter, Paul and Mary“, auf den Schwarzen Peter, den schnellen und den schlaunen Peter, Peter Pan, Peter Schlemihl, Hesses Peter Camenzind, Peter den Großen. Starke Helden im Märchen heißen Peter, sie gelten als wunderbar. (Soll ich es sagen? Mein Mann heißt Peter, und meine erste Puppe, eine Baby-Puppe, deren Geschlecht noch nicht eindeutig fest und daher zu definieren war, erhielt von mir den Namen Petermännle, was aus volkskundlicher Sicht klar eine Vorausdeutung, ein Orakel gewesen wäre...)

So also hätte ich – diplomatisch wie eine Wetterregel – die „Herren-Damenrede“ zur „Fest-Tagesrede“ des 29. Juni 2002 gemacht, ohne dazu die Bilder vom holden Geschlecht, von Frauen als Schmetterlingen und als Rosen – ganz im Stile der traditionellen Damenrede – männlich übertragen oder gar ersetzen und galant reden zu müssen von den Löwen, Bären, von Lämmern oder starken Eichen.

Denn wir alle kennen es, wir wissen es: Der Grat ist stets schmal, bei einer männlichen wie weiblichen Damenrede. Das betrifft die Bilder, mehr noch die Wörter, die Bezeichnungen. Die Unterschiede sind nur scheinbar gering zwischen *Hausdame* und *Hausherrin*, *Hausfrau* und *Domina*. Das Damen-Spektrum reicht von *Majestät* und *Muttergottes* bis zur *Hofdame*, *Palastdame* und *Ehrendame*, bis hin zu *Bar-* und anderen „*Damen*“. Auch ein *Männerfrühstück* heute, eine *Männergruppe* oder ein *Männerbüro*, wie es vor kurzem in der Nähe des Universitätshauptgebäudes eingerichtet wurde, unterscheidet sich klar von *Herrenabend* und *Herrenwitzen*, von einem *Herrenclub* oder *Herrenzimmer*. Die Bedeutungen sind gebunden an Zeiten, Kulturen, Milieus. Das klassische Damenprogramm, das seit dem Eindringen der Frauen in Männerdomänen unter Rechtfertigungsdruck steht, wäre dafür ein Beispiel.

Im studentischen Jena des 18. Jahrhun-

derts war eine „Charmante“ eine angebetete, also virtuelle Beziehung. Eine „Spaßcharmante“ hingegen war eine reale Beziehung. Ein „Besen“ war ein einfaches Mädchen, der „Flor“ das eindeutig bessere weibliche Wesen; so bezeichnet wurden Professorenfrauen und Professorentöchter, also potentielle Partien. Wir merken: Parodie, Karikatur, Mehrdeutigkeit vermischen sich. Damen und Frauen nutzten sie gleichermaßen. Sie stickten sie ein in Aussteuertücher wie jenes, das in Apolda im Museum ausgestellt ist:

„Jede Gattin klug und weise, kocht des Gatten Liebesspeise.“

Oder sie reimten wie in jenem angeblich österreichischem Vierzeiler:

„Der Mann, der ist der Kopf,
der weiß, wie es soll gehen,
die Frau, die ist der Hals,
der weiß, den Kopf zu drehn.“

„Peter und Paul“ und der Abschied von der Damenrede:

Das wäre *meine* Rede zum Fest und zum Tage gewesen. Wie der Blitz aber traf es mich mitten im Sprechstundenalltag (ein Student und eine Studentin wollten für ihre Zwischenprüfungsarbeiten partout zum Thema „Fankultur FC Carl Zeiss Jena“ Feldforschung betreiben), eine andere Studentin hatte am selben Tag im Grundkurs Volkskunde ihren Text präsentiert „WM-Fieber aus Sicht einer Außenstehenden“. Da begann ich zu rechnen. Der 29. Juni 2002, das war der Tag vor dem WM-Finale. Also gab es

keine Wahl: nicht „Peter und Paul“ und der männlich-weibliche Blickwechsel, sondern „Mann und Fußball“!

Die WM war von nun an auch *mein* Schicksal. Kein Tag ohne neue Feldforschung, ohne teilnehmende Beobachtung. Ruhender Verkehr in Jena zur Zeit der Live-Übertragungen im Fernsehen, kollektives Schreien, Ächzen, Stöhnen, ganz Jena durchziehend in den Momenten höchster Anspannung, höchsten Glücks oder höchsten Leids...

Zum Beispiel Dienstag, der 25. Juni 2002: Deutschland gegen Südkorea, das Halbfinale, Live-Übertragung zur üblichen Zeit nach dem Mittagessen – und: Fakultätsratssitzung im Senatssaal.

1. Szenario: Der Gegner

Vorher im Radio, in meiner Küche, auf MDR-Info live der Reporter:

„Die Koreaner hängen wie Kletten an unseren Jungs, sie gehen ran wie so kleine Wadenbeißer...“

2. Szenario: Das Tor

Im Senatssaal, in eben jener Fakultätsratssitzung, um 15.05 Uhr läutet – bei TOP 3 – ein Handy. Alle Blicke, peinlich berührt, gehen zum Sender, besser: dem Empfänger. Der sagt ganz ohne Peinlichkeit oder gar Entschuldigung nur: „1:0“. Einer fragt zurück: „Für wen?“ (Empörte Blicke treffen ihn. Welche Frage!)

3. Szenario: Der Sieg

Ihn erlebe ich im Damenschneideratelier

von Liane Nürnberger in der Zwätzen-gasse. Zum Summen der Nähmaschinen knappe Kommentare. Nach dem lapidaren Satz: „Wir haben gewonnen“ folgt, wichtiger und betonter, der Nachsatz der Nachbarin: „Das gibt ein Wochenende....!“

Was, so fragten wir uns an jenem Dienstag, würde es geben am Wochenende? Fest und Orgie oder Fiasko, Waterloo? Würde es zum Sieg kommen wie 1954, an jenem 4. Juli vor fast 50 Jahren: Finale grande, grandissimo?

Ich springe nun – weil ich weder Sportreporterin noch Sportwissenschaftlerin bin (und nicht einmal Fan, nur Tochter meines Vaters, eines 87-jährigen Fans). Ich überspringe also – im vergleichenden Rückblick und aus Vorsicht, falls es nicht zu einer Wiederholung käme – das Finale im Berner Wankdorf-Stadion und blicke, wie es der Kulturwissenschaftlerin zusteht, auf die Kulturfolgen: auf das, was nach dem Sieg kam. Es ist, das gebe ich gerne zu, auch der kleine Trick, der von der Prognose ablenken will... Wir alle sind ja Experten. Wie sagte doch in der ARD gestern abend der „Sportminister“ (eigentlich Innenminister) der Nation? „Wir gewinnen 2:1!“

„Macht’s kurz, wir sind am Ende!“. Mit diesen Worten beschwor Karl Mai seine Spielvereinigung Fürth, als er mit goldenem Lorbeer umhängt und durch die Stadt gefahren wurde. Die Hamburger

Spieler der Sieger-Elf, Jupp Posipal und Fritz Laband, zogen im schneeweißen Cadillac triumphierend ein auf ihrem HSV-Platz. Zwei neue NSU-Lambretta-Roller warteten, gespendet von ihrem Arbeitgeber, einer Hamburger Betten-Firma. In Essen erhielt Siegerschütze Helmut Rahn nur eine Silberschale und ein Bowlen-Service, während in Düsseldorf Toni Turek im Triumph-, nein im Karnevals-Zug der Stadt präsentiert wurde. Mit Fahnen, Standarten, Trommlerchor, Vier- und Achtpännern und vielen Caprios, Turek auf einem Bierwagen, 200.000 Menschen jubeln ihm zu. Helmut Rahn erhält als Geschenk einen sicheren Arbeitsplatz im örtlichen Verkehrsbetrieb, einen DKW Dreizylinder, einen Wohnzimmerteppich und einen Kronleuchter, dazu Fernseher und Kühlschrank. Im bayrischen Dingolfing, damals „Goggo-Stadt“ genannt, erhalten alle zwölf Spieler einen grünen Goggo-Roller der Luxus-Klasse. Für die Ehrenrunde im Stadion stellt Goggo jedem einen weißgekleideten Werksfahrer – nur Sepp Herberger erhält eine weißgekleidete FahrerIn. In Kaiserslautern, der Hochburg mit den fünf Gold-Männern, gibt es Böller, Konfetti, Zigaretten. Und von der örtlichen Nähmaschinenfabrik Pfaff erhält jeder (oder eher die Muttis?) eine moderne Schrank-Nähmaschine.

Vorausgegangen war diesen Einzel-Heimholungen der Helden und den Einzelehrungen vor Ort die eine große,

gemeinsame Feier. Die Deutsche Bundesbahn hatte für die Heimbringung der Helden ihr nobelstes Modell aufgeboten, den Dieseltriebwagen VT 08. Das Unglaubliche, Überschwengliche, ja Anarchische geschah auf dieser Fahrt von Bern nach München. Frenetischer Jubel, Fahenschwenken, Jubel entlang der Strecke und auf den Bahnhöfen, durchbrochene Polizeisperren und ein Chaos, in dem die vorbereiteten Festreden und die offiziellen Programme wortwörtlich untergingen. In der Frühe, vor der Abfahrt in Spiez, dem Schweizer WM-Hauptquartier der Deutschen, mußte die ganze Mannschaft geschlossen zum Friseur, um in Deutschland - wie es hieß – einen ordentlichen Eindruck zu machen. Der erste Halt nach der Grenze war erzwungen vom örtlichen Sportverein „SV Jestetten“ mit der Drohung „Sonst setzen wir uns aufs Bahngleis“! Die Landmaschinenfabrik Fahr ließ Traktoren entlang der Gleise aufstellen, die hup-ten, neben den 3.000 Arbeiten, die jubelten. Riesentorten, Ehrenjungfrauen und ohne Ende Maggi-Suppenwürfel gab's in Singen, in Radolfzell Unterwäsche von Schiesser, dazu Blumenmädchen und Blumenberge sowie eine mißglückte Nationalhymne. Die Noten waren von den Ständern gefallen, auswendig konnte man die neue Hymne noch nicht, und so improvisierte man – auswendig – einen zackigen Marsch aus der Vorzeit. In Lindau ein Autokorso, Hotelübernachtung am See, Spielbank-

Besuch und dann, am nächsten Morgen, „ein nahrhaftes bayrisches Frühstück mit Weißwürsten, Schweinswürsteln und Kesselfleisch“. Beim ersten Halt im Allgäu wartete ein „dreißig Pfund -Käse“, beim zweiten Halt in Kempten ein 25-Kilo-Rad Käse, dazu gab es Siegerkerzen, gestiftet von der örtlichen Kerzenfabrik.

In München am Hauptbahnhof warteten Menschenmassen und zwölf Mercedes-220er Cabrios neben berittener Polizei. Es gab ein Feuerwerk, den Besuch in der Staatskanzlei, im Löwenkeller Essen und Trinken ohne Grenzen.

Aber: Es regnete – beim Finale in Bern und im Berliner Olympiastadion, bei der großen gemeinsamen Siegerehrung durch Bundespräsident Theodor Heuss. Auch in Bonn, bei der letzten Ehrung, regnete es. Als Ehrengabe – gleichsam symbolisch zum Abschluß und zum Abschied von der Siegerelf-Reise – erhält jeder einen Offenbacher Vollrindleder-Reisekoffer (die bundesrepublikanische Reisewelle begann!) und eine „Fernseh-Schrankgarnitur“.

Das folgende Festmenü im Hotel „Bergischer Hof“ in Bonn bestand aus *Geflügelcremesuppe „Posipal“*, *Gespicktes Rinderfilet „Kaiserslauterer Art“*, *Eisbombe „Turek“*.

Die Wahl war auf das billigste Menü gefallen (DM 6,-). Die anderen Kreativ-

Speisen im Angebot hießen „Toast Schäfer Art“ oder „Filetsteak m.sc. Liebrich“ oder „Schildkrötensuppe Grandios“ und „Weltmeisterschaftsbombe 3:2“.

Was nun, wenn es für uns, im Jahre 2002, am morgigen Sonntag anders kommen sollte?

„Liebe im Keller“: So überschrieben war die 18. und letzte Folge des Jena-Reports über „Carl Zeiss Jena“ in der „ZEIT“ vom 6. 6. 2002. Untertitel: „Der FC Carl Zeiss Jena bleibt ein Blues-Verein. Ein melancholischer Rückblick.“ Gar nicht melancholisch drein schauen sieben kleine männliche Jena-Fans mit ihrem selbstbemalten alten Leintuch, das sie hochhielten. Jena hatte gerade 4:1 in Braunsbedra gesiegt. Auf dem Laken stand:

„Egal was passiert, wir stehen immer hinter Euch!“

Wir dürfen uns diesem Wunsch anschließen, meine sehr verehrten Herren – immer, zu aller Zeit, nicht nur an diesem Sommerfest.

Ich danke Ihnen.

(Quellenkenntnis und intime Einsicht in die Fußball-Festkultur verdanke ich dem Buch von Alfred Georg Frei: *Finale grande. Die Rückkehr der Fußballweltmeister 1954*, Berlin 1994.)

Eröffnung der Ausstellung „Theodor Fischer als Kirchenbauer“

am 25. April 1999 im Aula-Foyer des Universitätshauptgebäudes der Friedrich-Schiller-Universität Jena

Kirche, Stadt, Universität: Zum Kontext des Universitätshauptgebäudes, erbaut von Theodor Fischer in den Jahren 1905 bis 1908

Beim Blick aus meinem Fenster am Markt sehe ich vier Türme, zur Linken: den des mittelalterlichen Rathauses, der mir im Vierteltakt die Stunde schlägt; sein Hintergrund – ihn, alle und alles überragend – ist der Universitätsturm, der flankiert ist von den Zeiss-Türmen und den dahinter liegenden Industrie-Hochhäusern. Blicke ich aber geradeaus, so sehe ich eine Christosche Hülle. Es ist der Turm der Stadtkirche St. Michael – in Folie verpackt, um erneuert zu werden –, der im Winde raschelt und knattert, seit ich im Herbst 1998 nach Jena kam. Im November zog ich, vom Gästehaus kommend, in Fischers Hausmeisterwohnung im Hauptgebäude, die heutige Gästewohnung der Universität. Das Leben in und mit diesem Gebäude, das zugleich meine Eingewöhnung in die Stadt war, geriet zum typischen Fischer-Erlebnis: Es war, als ob man Be-

kanntes träfe, als ob man hier ‚immer schon‘ gewesen wäre... . Ernst Blochs Heimat-Begriff kommt in den Sinn: als ob etwas scheine in die Kindheit.

In der Tat: Fischer-Bauten begleiten und begeistern mich und viele andere seit der Kindheit. Einmal eingepägt, erkennt man sie überall wieder, jene Fischer-Bögen und Schwünge, seine mächtigen Dächer, die dreifachen Fenster- und Türbogen, die Portale, die Türme. Bei mir war es zuerst ein Fischer-Turm; es war jener Aussichtsturm auf der Schwäbischen Alb, ein Lieblings-Aussichtspunkt und -Bauwerk wegen seiner zwei mit einem Steg verbundenen weißen Türme, wovon einer dem „Aufgang“ und der andere dem „Abgang“ zugewiesen war. Das ganze heißt im Volk liebevoll-despektierlich „Unterhose“ (gemeint war, wegen der Längenmaße, die männlich-winterliche). Für andere sind solche Fischer-Erlebnisse andere Bauwerke, Fischer-Kirchtürme oder eben der Turm der Jenaer Universität – nicht alle, aber viele sehen sich ähnlich.

Friedrich Schiller redet von Räumen als Erinnerung und Heimat, wenn er spricht von dem Schönen und Erhabenen, von Natur und Kultur. Solche *Erinnerungs-Räume* seien „Darstellungen unserer verlorenen Kindheit... daher sie uns mit einer gewissen Wehmut erfüllen.“

Architektur kann beides sein: Heimat-Suche und Heimat-Finden. Für Theodor Fischers Leben – so könnte eine, eine neue Leseart seiner Vita sein – scheint dies ein roter Faden: überall, wo der Franke aus Schweinfurt lebt, plant, baut und lehrt – überall finden sich Spuren in schier unglaublicher Fülle und Tiefe, die er hinterläßt und die das neue mit dem vorigen vernetzen; in Berlin, Dresden, München, Stuttgart, in Jena, überall. Thomas Mann schrieb in München im Jahre 1908 – im Jahr, als das Jenaer Universitätsgebäude fertiggestellt wurde – in einem Artikel, der neben einem Bericht abgedruckt wurde über Fischers Kulturhaus-Projekt in der württembergischen Stadt Pfullingen, das er im Auftrag eines Mäzen erbaut hatte: solche Bauten, so Thomas Mann, seien „Äußerungen der sozialen Liebe.“

‚*Soziale Liebe*‘ – in Jena wäre dieser Titel in dieser Zeit auch Ernst Abbe zuzuschreiben; er erlebte den Fischer-Bau für die Universität nicht mehr. Er starb im Jahre 1905, sah den Bau nicht mehr wachsen, den er so wesentlich durch Mittel seiner Stiftung ermöglicht hatte.

‚*Soziale Liebe*‘ meint auch Liebe zu den Menschen in einer Zeit, in ihrer Kultur, ihrer jeweiligen Schicht und Geschichte – in ihren Gemeinsamkeiten wie in ihren Unterschieden. Theodor Fischers Arbeitersiedlungen, seine Kirchen, Stadtplanungen und seine einzige Universität – eben hier in Jena – sind dafür gleichermaßen Ausdruck. Fischer baute nicht eine Universität auf der ‚grünen Wiese‘; sondern eine Universität auf dem Fundament eines Schlosses, inmitten einer blühenden Stadt. Dies könnte geradezu Metapher sein für Fischer und für sein gesamtes Werk. Stadt und Schloß, Universität und Zukunft: das sind hier, in diesem Bauwerk, die zwei Seiten, die zusammengehören.

Übergänge liebt Theodor Fischer, nicht Brüche. Altes abtragen, zu Ende bringen, damit Neues Raum hat. Mauern schleifen, um auf ihnen neu zu bauen: Das zeigt, das entspricht Fischers Umgang mit Geschichte und mit Denkmal – und es zeigt uns zugleich seinen baukünstlerisch neuen *Qualitätsbegriff*. Das Gute, so Theodor Fischer, solle geschützt werden, „nicht weil es geschichtlich ist, sondern weil es gut ist.“ Das alte Jenaer Schloß, das lernen wir aus einem schönen Buch und der Ausstellung im Stadtmuseum – in ihrer Gleichzeitigkeit ein ungeplanter Glücksfall! -, war in diesem Sinne ‚nicht mehr gut‘ fürs eben beginnende 20. Jahrhundert. Es war nicht mehr gut für eine moderne Wissenschaft

und nicht mehr gut für eine neue Stadtentwicklung. Trügt mein Verdacht, wenn ich beim Betrachten der beiden wunderbar sich ergänzenden Ausstellungen und ihrer Begleitbücher zum Stadtschloß und zum modernen „Universitätsturm“ ebenso wie beim Betrachten meiner Jenaer Turmlandschaften die Linien als Zeichen erkenne? Über den Turm der Stadtkirche St. Michael – Michael als Siegelgestalt, als ‚Seelengeleiter‘ und als Angelus Jenensis – lesen wir in der Baugeschichte des Kunsthistorikers Friedrich Möbius von der begiebelten, durchfensterten Haube, die den Turm mit den ringsum – in acht Bahnen und vier Himmelsrichtungen – weisenden Schmuckgiebeln bis zur Zerstörung im Zweiten Weltkrieg zur ‚Krone der Stadt‘ machte. War dies, so fragte ich mich, Vorbild für Theodor Fischer: für seine mancherorts realisierte und so geliebte ‚Stadtkrone‘, für seinen Giebelschwung, für die Turmhaube? Bei Fischers Planung war der Turm von St. Michael noch der höchste und (in dieser Höhe) älteste der Stadt. Er fand in Fischers Universitätsturm nun sein Pendant, sein Gegen- oder vielmehr Gleichgewicht: ein stämmiger, bodenständiger Nachbar, der sich ihm unterordnet, aber auf viel breiterem Fundament ruht. Es ist das Fundament der Wissenschaft und der Moderne: so stehen Kathedrale und Katheder neu und selbstbewußt nebeneinander; nicht sich traurig verabschiedend, wie es ein Jahrhundert zuvor in Frank-

furt auf einem Flugblatt zu lesen gewesen war. Dort hatte, bei der Schleifung von Festung, Mauern und Türmen der Stadtbefestigung der Chor der verbliebenen Türme geklagt:

„So ruhe sanft in Frieden, getreuer Mitkolleg,

Du hast Dein Teil hinieden empfangen und hinweg.“

Der von der sozialistischen Stadtplanung heute übrig gebliebene Turm, den jene andere hochzulobende Ausstellung des Kunstgeschichte-Instituts uns näher gebracht hat: er überragte sie alle, und er steht heute noch, Symbol und Zeichen für seine Zeit, wie die anderen neben ihm.

Wer wird bleiben, wer wird nutzen und dauern, was wird überdauern? Alt oder Neu, Hoch oder Niedrig? Das Profane, das Sakrale? Solche Fragen zu entscheiden ist hier und heute nicht unsere Sache. Zu danken aber ist vielen dafür, daß Theodor Fischer mit dieser Ausstellung nach Jena, in seine einzige Hohe Schule ‚zurück‘ kommen konnte. Zu danken ist vor allem Ulrich Hangleiter, dem uneigennützigem Ausstellungsdenker und -macher, der sich zudem – mit dem Verleger Konrad aus Weißenhorn – auf das Wagnis eines ‚Buches in nur sechs Wochen‘ eingelassen hat: Damit das hier in der Ausstellung nur temporär zu Schauende auch darüber hinaus bleiben wird.

Ihnen allen gilt mein herzlicher Dank.



Colloquium 10 Jahre Lehrstuhl für Volkskunde
an der FSU Jena am 8. 11. 2008
im Alten Schloss Dornburg

Abschiedsvorlesung Prof. Dr. Christel Köhle-Hezinger

1. April 2011 Aula der FSU Jena

Musik	Luis de Narvaes: Diferencias sobre "Guardame las vacas" (dt. "Hüte die Kühe")
Begrüßung	Prof. Dr. Rainer Thiel Dekan der Philosophischen Fakultät
Musik	John Dowland: Awake Sweet Love Flow My Tears
Vorlesung	"Im 13. Jahr, am 1. April: Zum Glück in Jena"
Buchpräsentation	Dr. Anita Bagus und Dr. Kathrin Pöge-Alder
Dankesworte	Dr. Andrea Hauser (Tübingen-Bremen) Dr. Juliane Stückrad (Leipzig-Eisenach) Dr. Andrea Geldmacher (Jena-Erfurt)
Musik	John Dowland: Come Again
Abschied	Studierende der Volkskunde/Kulturgeschichte
Musizierende	Luise Hecht, Sopran (Hildesheim-Weimar) Christian Rosenau, Gitarre (Weimar)